



Taifun

Autorisierte Uebersetzung
von Alice Neumann

Die nachstehenden Zeilen entstammen nicht dem erfindungsreichen Geiste eines Schriftstellers, sondern sind ein Auszug aus dem Reisetagebuch eines Passagiers des „Drafir“, der zwischen Sidney und Numea ins Zentrum eines Zyklons geriet. Wenn nicht durch ein Wunder grenzendes Glück das Schiff dem Sturm entgangen wäre, beabsichtigte der Verfasser die Schreckenstage in Briefen, die er in einer Aluminiumflasche in der Minute höchster Gefahr ins Meer werfen wollte, zu schildern; in der Hoffnung, daß ein günstiger Wind sie ans Ufer tragen, und seine Frau vielleicht eines Tages erfahren würde, wie er ums Leben gekommen sei. Es ist, wie wir annehmen, die erste Erzählung dieser Art, die publiziert wird.

Mittwoch, 18. Januar 1922.

Endlich befinde ich mich auf der letzten Etappe meiner endlosen Seereise, es sind nur noch ungefähr tausend Meilen von Sidney nach Numea.

Freitag nachmittag habe ich mich an Bord des „Drafir“ eingeschifft, eines kräftigen Dampfers, der in Port-Kembla, hundert Kilometer südlich von Sidney, angelegt hatte, um Kohlen einzuladen. Wir hatten am Sonnabend Port-Kembla gegen fünf Uhr nachmittags verlassen, und alles ging sehr gut, bis gestern, Dienstag morgen, das Barometer unaufhörlich zu fallen begann. Von siebenhundertsechzig auf siebenhundertfünfundvierzig. Der Kapitän, den ich oft im Beobachtungszimmer aufsuchte, sah recht besorgt aus. Offenbar hatte er Bedenken, — aber mir machte es Spaß, ein wenig „zu schaukeln“, nach diesen vielen eintönigen Tagen auf See, wo nur die berühmte Nebel- und Sturmregion am Aequator Abwechslung verhiess.

Wir „schaukelten“ also, und seit gestern immer mehr und mehr. In der letzten Nacht habe ich keine Minute geschlafen, so höllisch laut wurde der Lärm. Alles erzitterte, alles bebte, der Wind pfiiff schauerlich, und unter den Keulenschlägen der ungeheuerlich großen Wellen dröhnte das Schiff wie ein Gong.

Heute Morgen bei den schweren Sturzwellen, die sich unablässig folgten, hat die Mannschaft unter dem zweiten Offizier Ohm alles an Bord gedichtet, die Verschlüsse der Schiffsluken wurden sorgfältig geprüft, das Frachtholz, obwohl ganz durchnäßt, wurde, so gut es ging, in die Ecken geschoben, und die armen Teufel von chinesischen Matrosen gaben den Beweis großer Energie und außergewöhnlicher Ergebenheit.

Ich vergaß hier zu erzählen, daß der „Drafir“ ein norwegisches Schiff ist, dessen ganze Besatzung vom Steward bis zum Untersteuermann chinesisch ist. Von einer französischen Gesellschaft gechartert, machte unser Schiff für gewöhnlich die Route zwischen Australien und Neukaledonien.

Der Kommandant M. Jondhal, ein alter Seebär von etwa sechzig Jahren, ist ein ausgezeichneter Kumpan. Er hat fast immer ein Lächeln, wenn ich mit ihm spreche, und ist von einer bemerkenswerten Redseligkeit für einen Mann, der seit dreiundvierzig Jahren auf See fährt.

Heute jedoch lächelt er nur mühsam und sein gutes Gesicht, gestern noch fröhlich und frisch, zeigt einen beängstigenden Ausdruck. Was hat er nur?